

Die Chance

Lockdown Logbuch, Hans Platzgumer

Im Wochentakt, März/April 2020

Sperrzonenleben, Woche 1:

St. Patrick's Day, zuhause statt im Pub

Österreich im Frühjahr 2020: Die Grenzen sind geschlossen. Zwar dürfen Waren noch passieren, Menschen aber sollen weder raus noch rein. Innerhalb der Sperrzone herrscht Ausgangsverbot. Die Österreicher sind aufgefordert, ihre Wohnungen nur für dringendste Erledigungen zu verlassen. Im Rest der Welt sieht es bereits schlimmer oder noch nicht ganz so schlimm aus. Hätte ein Science-Fiction Autor dieses Szenario beschrieben und mit heutigem Datum versetzt, er wäre belächelt worden. Doch all dies ist keine Fiktion, es ist Realität. Eine Zäsur wird in unsere Geschichtsbücher eingetragen. Der Zusammenbruch unseres Systems war seit Langem vorhersehbar, dennoch hatten höchstens Virologen damit gerechnet, dass der Spätkapitalismus, mit dem wir Menschen uns vor uns selber herscheuchen, auf diese Weise ein Ende, zumindest eine Verschnaufpause findet. Ein Virus, das, so vermutet man, auf einem Tiermarkt der chinesischen Stadt Wuhan von einem Schuppentier auf den Menschen übergesprungen ist, zwingt uns anzuhalten, schafft, wozu wir aus eigenem Antrieb nicht imstande waren. Es zwingt die globalisierte Wirtschaft in die Knie und gibt uns Zeit, die Dinge neu zu überdenken. Dieses Virus, das im Begriff ist, die ganze Welt zu verändern, ist ein Albtraum und eine riesige Chance zugleich. Der Neustart-Button. Ganze Gesellschaften sind angehalten, ihr Tun zu hinterfragen. Die Rastlosigkeit, die unsere hyperventilierende Weltgemeinschaft charakterisiert und den Planeten, den wir bewohnen, zum Kippen gebracht hat, ist unterbrochen. Die Natur hat sich zurückgemeldet, zusätzlich zur komplexen Klimakatastrophe wurde uns ein mikroskopisch kleines Virus zugesteckt.

Ich sitze heute wie sämtliche meiner Landsleute unter Hausarrest. Praktisch alle vorgesehenen Termine der kommenden Wochen sind aus unseren Kalendern gestrichen. Nichts ist mehr, wie es war. Das muss sein, und im Grunde genommen ist es gut so. Ich begrüße, wie die meisten hierzulande, die drastischen Maßnahmen, die

ergriffen wurden, um die Verbreitung des COVID-19 einzudämmen. Es ist nicht nur faszinierend und inspirierend, wie mit einem Schlag alles heruntergefahren wurde, ich empfinde es als eine Art Befreiung. Von Blaise Pascal stammt der Spruch, dass das gesamte Unglück der Menschen nur daher röhre, weil sie nicht vermögen, ruhig in einem Zimmer zu bleiben. Im 17. Jahrhundert hat der französische Wissenschaftler und Philosoph diesen Gedanken niedergeschrieben, heute scheint er erzwungenermaßen unser aller Lebensmotto geworden zu sein. Endlich Entschleunigung. Endlich schaffen wir, den oft als scheinbar einzig möglich dargestellten und uns und die Welt krank machenden Weg zu durchbrechen. Ein Zusammenbruch kann nie ein schöner Moment sein, und doch ist er wichtig, das wird plötzlich allen bewusst. Sogar unser sehr konservativer Bundeskanzler gab in einer Ansprache von sich, dass wir von nun an alle unsere Lebensführung vollständig ändern müssen. Womöglich hat er dies nur kurzfristig gemeint (wie der bayerische Ministerpräsident Söder, der Ähnliches sagte, es sogleich zeitlich begrenzte und mit einem Stoßgebet und den Worten „Gott schütze unsere Heimat“ abrundete)? Womöglich hofft er, jetzt nur kurz eine Pause einlegen zu müssen, bevor alles wieder genau so weitergeht wie früher? Ich hoffe und ich glaube nicht. Denn so weitergehen wie früher, in Zeiten vor COVID-19, darf es nicht, sonst ist der nächste Zusammenbruch vorprogrammiert. Die Menschheit ist dringend gefragt, neue, weniger aggressive, gemeinschaftlichere Wege des Zusammenlebens zu finden. Prioritäten müssen neu gesetzt werden, jetzt ist der perfekte Augenblick, ein Umdenken zu beginnen. Im Frühjahr 2020 sitzt die Bevölkerung plötzlich in ihren eigenen vier Wänden herum und tut weniger als früher oder schlichtweg nichts. Was die Menschen tun, beruht großteils auf Freiwilligkeit. Eine riesige Zahl von Österreicher*innen bot sich sofort für ehrenamtliche Hilfsdienste an. Unterstützt diese Tatsache nicht die Annahme, dass die Gesellschaft bereit für ein bedingungsloses Grundeinkommen wäre? Die allermeisten von uns wollen ihr Dasein nicht in Sinnlosigkeit verstreichen lassen. Und doch verschwendeten viele von uns ihre Energie bislang mit sinnlosen Tätigkeiten, ein immer größer werdender Teil gar mit Bullshit-Jobs, die niemand brauchte, oder mit Arbeiten, die von künstlichen Intelligenzen weit effizienter erledigt wurden. Viele waren nur beschäftigt, damit sie beschäftigt waren. Jetzt, mit einem Mal, sind sie nicht mehr beschäftigt. Unternehmen stehen still, die Produktivität ist vorbei, die globale Wirtschaft, wie wir sie kannten, stürzt in sich zusammen, mit verheerenden Folgen, doch auch mit den verheißenen Möglichkeiten eines Neubeginns.

Das Virus an sich, das diese Umwälzungen auslöst, stellt uns vor so manches Rätsel. Gleichzeitig wirkt es harmlos wie brandgefährlich. COVID-19 sei zwar, heißt es, den üblichen Grippeviren vergleichbar, bei denen es sich ebenfalls teils um Corona-Stämme handelt, aber es sei ansteckender, noch weniger erforscht und der Mensch habe noch keine Immunität dagegen entwickelt. Die Angaben über seine Mortalitätsrate gehen auseinander, sie liege zwischen 0,5 und 2 Prozent, je nach wissenschaftlicher Studie etwas höher oder niedriger als die der Influenza. Selbst der Laie aber erkennt, dass eine (un)heimliche Gefahr in diesem Virus stecken muss. Nicht zum Spaß hätte gerade ein wenig zimperliches Land wie China mit nie dagewesenen Mitteln augenblicklich dagegen angekämpft und sein Wirtschaftswachstum aufs Spiel gesetzt. Die halbe Welt reagiert mit Panik und harten Restriktionsmaßnahmen auf das Virus, andere Länder wiederum verhalten sich träge oder ignorieren die Gefahr komplett. Welches Kalkül, welches Hintergrundwissen liegt hinter solch unterschiedlichen Ansätzen? In Österreich, einem Land, das rasch sehr strenge Maßnahmen ergriffen hat, werden zwei Erklärungen zur Rechtfertigung herangezogen: einerseits die emotionale, andererseits die mathematische. Bilder aus überfüllten italienischen Lazaretten werden gezeigt, von in Quarantäne Sterbenden wird berichtet, die sich am Handy von ihren Angehörigen verabschieden müssen. Die mathematische Grundlage dieses Horrors ist die Exponentialkurve, die zeigt, wie sich die Zahl der Infektionen in wenigen Tagen verdoppelt. Unausweichlich landet man innerhalb weniger Wochen bei apokalyptisch anmutenden Zahlen. Sofern man es also nicht wahnwitzigerweise darauf ansetzt, möglichst rasch eine Herdenimmunität zu erzeugen (die bei etwa zwei Dritteln Infizierten in der Bevölkerung, allein in Österreich also bei über fünf Millionen Coronafällen liegen würde), gilt es, eine Abflachung dieser Kurve zu erreichen, damit das Gesundheitssystem nicht kollabiert. Weniger einleuchtend ist jedoch, warum jede der gezeigten Grafiken, auch die stets rot markierte Kurve des Worst-Case-Scenarios, nach einigen Wochen, irgendwann im April, spätestens im Mai ihren Höhepunkt erreicht und dann dementsprechend schnell oder langsam, wie sie gestiegen ist, wieder zurückgeht. Keine unbegrenzte Exponentialkurve wird gezeigt, sondern nur ein exponentieller Anstieg bis zu einem gewissen Punkt. Dies müsste bedeuten, dass das Virus ab einer bestimmten Zahl, die sich bei etwa 5 Prozent der Bevölkerung zu halten scheint, gesättigt wäre. Ist das der Grund, warum sich einige Länder gegen besondere Restriktionsmaßnahmen entscheiden? Es ist, als wäre ein internationales Pokerspiel eröffnet. Die Einsätze sind gewaltig hoch. Die einen Länder setzen die Wirtschaft, die anderen die Gesundheit der

Bevölkerung aufs Spiel. Beides birgt unabsehbare Risiken in sich, beides hat das Potential, unsere Welt grundlegend zu verändern. Ich bin heute eingesperrt in einem Land, das sich für Ersteres entschieden hat. Die Wirtschaftsleistung, die bislang zwar noch erfolgreich aber ebenso zerstörerisch und (selbst)ausbeuterisch war, wird als weniger entscheidend als die Gesundheit erachtet, vor allem jene der älteren Bevölkerung, der Hauptrisikogruppe. Das ist ein beachtlicher Humanismus, der sich trotz aller Entmenschlichung der letzten Jahre gehalten hat, eine Fürsorge, die selbstverständlich als Luxus einer Wohlstandsgesellschaft angesehen werden muss.

Mitten in Europa können und wollen wir es uns leisten aufeinanderzuschauen. In der Flüchtlingskrise hat Europa nach anfänglicher Hilfsbereitschaft ein ganz anderes, weit weniger menschliches Gesicht gezeigt. In der Frage, wie mit Flüchtlingen umzugehen ist, sind europäische Regierungen immer mehr dazu bereit, über Leichen zu gehen. Doch nun schreckt uns das Corona-Virus auf, und wir sehen, wie schnell es gehen kann, dass man selber auf die Hilfe anderer angewiesen sein könnte. Eine der wichtigsten menschlichen Fähigkeiten, die in den letzten Jahren zunehmend abhanden kam, rückt ins Bewusstsein vor: Empathie. Eine alte Frau im Supermarkt, der ich gestern bei Einkäufen half, drückte es so aus: „Endlich schauen die Leute wieder aufeinander, und niemand hat es mehr eilig!“ Ich mache bei meinen Ausflügen im Sperrgebiet dieselbe Erfahrung. Leute grüßen sich, sind freundlich zu einander, halten respektvoll Abstand voneinander, denn Abstand ist die neue Nähe. Freilich wird sich mit der Zeit auch die Kehrseite dieser Mitmenschlichkeit offenbaren. Einfältige Gemüter werden bald die üblichen Urheber alles Übels ausgemacht haben. Ausländern, Flüchtlingen wird Schuld zugewiesen werden. Schon letzte Woche wurde ein chinesischer Mitschüler meiner Tochter auf offener Straße von Passanten beschimpft. Zum Glück herrscht inzwischen Ausgangssperre, so dass ihm derartige Demütigungen erspart bleiben. Auch werden wir erleben, was in China als logische Konsequenz auf den Corona-Ausbruch folgte: Die staatliche Überwachungsmaschinerie wurde weiter hochgefahren. Auch bei uns werden bereits die Bewegungsdaten von Handys analysiert, um die Einhaltung der Ausgangssperre zu überwachen. Gut vorstellbar ist inzwischen sogar, dass die EU unter diesem zusätzlichen Stresstest endgültig zerbricht. Wenn nach der Coronakrise unsere Welt nicht mehr dieselbe sein wird, ist das aber im Grunde nicht traurig, sondern notwendig, längst überfällig. Dass wir unseren Lebensstil nicht mehr lange so weiterführen hätten können wie vor COVID-19, war jedem von uns klar. Doch bislang schafften wir es nicht, uns aufzuraffen und an einem Strang zu ziehen. Nun gibt uns das

Virus einen mächtigen Arschtritt. Es weckt uns nicht nur auf, sondern in der derzeitigen Phase der Krisenbewältigung schickt es uns auch auf Klausur mit uns selbst. Es stellt uns Einkehrtage zur Verfügung, die nicht bloß dem TV-Serien-Bingen, sondern auch dem Reflektieren dienen. Von uns ist verlangt, zu Hause zu bleiben, wir haben Möglichkeit, Anlass und Muse zu sinnieren, darüber nachzudenken, was wir bis hierhin geleistet und was wir verbrochen haben. Im Zuge dieses massiven Umbruchs können wir eine neue Perspektive gewinnen. COVID-19, bei all seinem Schrecken, macht nicht nur Angst, sondern kann auch Katharsis sein. Durch das geöffnete Fenster meines Arbeitszimmers dringt das frühlingshafte Zwitschern der Vögel, kaum noch Autos fahren vorbei, kaum noch ein Flugzeug oben am Himmel, unten auf der Straße vereinzelte Menschen, die eine Zurückgenommenheit, sogar Demut ausstrahlen. Innerhalb unserer Wohnung herrscht Müßiggang. Und um Punkt 18 Uhr erscheint jeden Abend ein Kind auf dem gegenüberliegenden Balkon und bläst ein paar Minuten lang inbrünstig in seine Trompete. Obwohl der Bub mehr schlecht als recht spielt, applaudieren Nachbarn aus ihren Fenstern. Die gruselige Coronakrise zerstört nicht nur alles, nein, sie zeichnet auch ein neues, erstrebenswertes Bild für die Zukunft. Sie gibt Hoffnung auf eine neue Welt, eine Welt mit neuen Prioritäten und neuem Verständnis für ein Mit- statt einem Gegeneinander.
